Zeitschrift: Rosa : die Zeitschrift für Geschlechterforschung
Herausgeber: Rosa
Band: - (2007)
Heft: 35

Artikel: Gestern bewölkt, heute aufgeklärt
Autor: Merz, Martina
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-631873

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gestern bewölkt, heute aufgeklärt

von Martina Merz

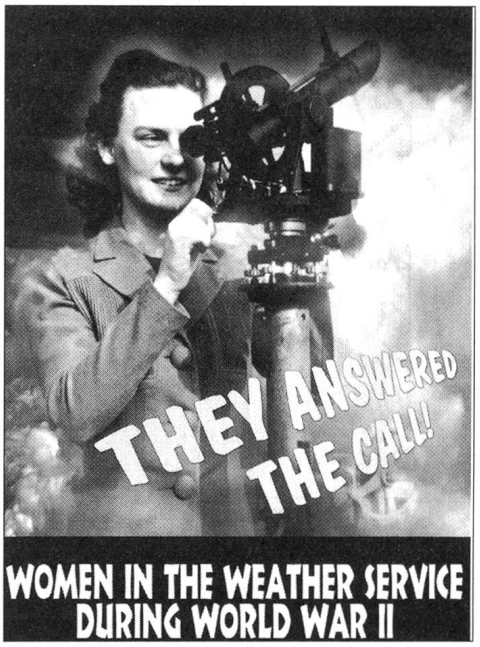
Viele Wissenschaften haben ein eindeutig geschlechtsspezifisches Image. Denken wir etwa an die Physik, eine traditionelle Männerdomäne, oder an die Pharmazie, bekanntlich ein typisches Frauenfach. Aber längst nicht jede Wissenschaft lässt sich so offensichtlich einem der beiden Pole zuordnen. Ein instruktives Beispiel ist die Meteorologie. Ihre geschlechtliche Konnotation hat sich im Laufe der Geschichte des Faches gewandelt und ist heute unbestimmt.

Die Meteorologie hat eine lange bis auf die Antike zurück reichende Geschichte. Erst im Laufe des 19. Jahrhunderts professionalisierte sie sich. Sie wurde zunehmend zu einer quantitativ deskriptiven und messenden Wissenschaft, deren Beobachtungsdaten systematisch gesammelt und verbreitet wurden. Organisatorische Neuerungen wie die Etablierung nationaler Wetterdienste oder die Einrichtung geographisch verteilter Beobachtungsnetze gingen einher mit dem Aufbau internationaler Kooperationsprojekte. Die sich derart verwissenschaftlichende Wettervorhersage blieb eine primär anwendungsorientierte Praxis unter der Ägide nationaler Wetterdienste. Für das geschlechtliche Image der Meteorologie war in dieser frühen Professionalisierungsphase die herausragende Bedeutung meteorologischen Wissens für die militärische Praxis entscheidend.

Vom Militär zur Umwelt

Gegen Ende des Ersten Weltkriegs besassen die Armeen Grossbritanniens, Frankreichs, Deutschlands und der USA je eigene Wetterdienste, die Wettervorhersagen nach Mass erstellten. Der Zweite Weltkrieg stimulierte das Anwachsen meteorologischer Aktivitäten weiter. Auch die meteorologische Ausdrucksweise erfuhr eine «Militarisierung»[1], die etwa in der Metapher aufeinander prallender warmer und kalter ‹Fronten› zum Ausdruck kommt. Kulturell stellte die Affinität zum Militär für Frauen zunächst eine Barriere dar. Strukturell eröffnete sich ihnen dadurch ein neues Betätigungsfeld: Das amerikanische *Weather Bureau* etwa rekrutierte und schulte während des Zweiten Weltkriegs mehr als 900 junge Frauen für meteorologische Tätigkeiten. Allerdings wurden nur wenige dieser Frauen zu diplomierten Meteorologinnen ausgebildet. Sie verrichteten routinisierte Tätigkeiten, denen ein geringer wissenschaftlicher Stellenwert zukam.

Seit den 1970er-Jahren hat sich das Image der Meteorologie sichtlich verändert. Im Zuge der sich rapide entwickelnden Umweltforschung und der öffentlichen Debatte um Klimaänderungen trat an die Stelle der Assoziation der Meteorologie mit dem Militär das geschlechtlich diffusere Bild einer Umweltnaturwissenschaft. Dies äussert sich auch numerisch: Heute zählt die Meteorologie an Universitäten zu den Fächern mit mittlerem Segregationsgrad. Bei den Dissertationen liegt der Frauenanteil im deutschen Sprachraum wie in den USA bei rund 10-20 Prozent. Nach wie vor fehlen systematisch erhobene Statistiken zum numerischen Geschlechterverhältnis in der akademischen Meteorologie, da das vergleichsweise kleine Fach verschiedenen universitären Verwaltungseinheiten zugeteilt ist. Dies gilt ebenso für die ausserakademischen Berufe: In der Schweiz werden Erwerbstätige aus Meteorologie und Geographie gemeinsam erfasst; Frauen sind darunter mit ungefähr einem Viertel vertreten.

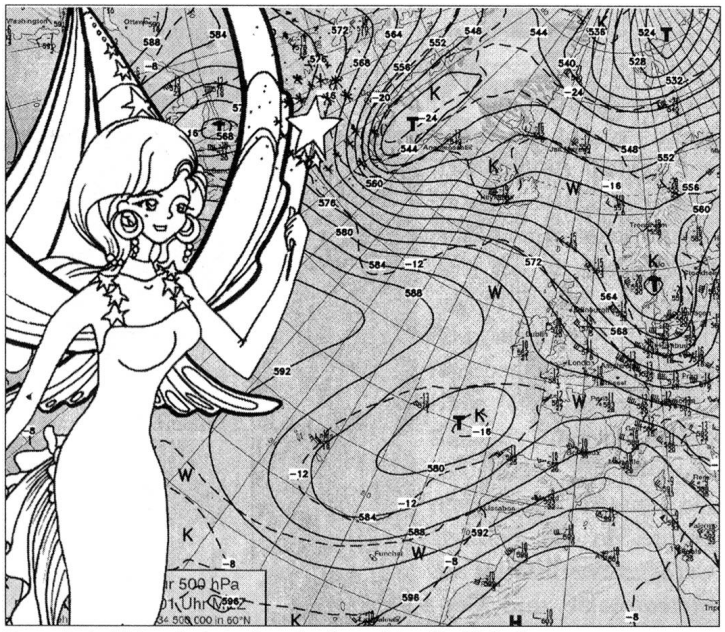


Frauen an der Wetterfront.

HeldInnen im Feld

Wenden wir uns nun vor der Annahme, dass die geschlechtliche (Un-)Bestimmtheit des Faches eine Hintergrundfolie für das Ausagieren von Geschlechtlichkeit in der wissenschaftlichen Praxis darstellt, der meteorologischen Forschung zu. Dabei rückt die Meteorologie in ihrer Eigenschaft als Feldwissenschaft ins Blickfeld. Da sich atmosphärische Prozesse aufgrund ihrer raumzeitlichen Komplexität und ihrem nicht-linearen Verhalten nur unzureichend im Labor nachbilden lassen, werden die Daten für die meteorologische Forschung auch heute noch vor allem im Feld gewonnen. Das hat Konsequenzen für die Forschungspraxis. Wetter ist als Naturphänomen unberechenbar. Es zwingt den Forschenden seine eigenen zeitlichen Rhythmen und Regeln auf, denen diese bei der Vorbereitung und Durchführung ihrer Feldmessungen ausgeliefert sind. Empirische Projekte haben folglich ihre eigene Dynamik: Messungen zu Sommersmog, Herbstnebel

oder winterlichem Schneefall unterliegen nicht nur saisonalen Zeitlogiken, sondern erfordern von den Forschenden auch räumliche Flexibilität, da sie allesamt nicht in der Nähe des Instituts durchgeführt werden können. Dass eine Feldwissenschaft von kaum zu kontrollierenden wissenschaftsexternen Bedingungen abhängig ist, wirkt sich auf ihr zentrales identitätsstiftendes Merkmal aus: den Heroismus. Auch in der Meteorologie ist der Heroismus bedeutender Bezugspunkt.



Frauen in der Meteorologie: heute mehr als nur dekorative Wetterfeen.

Dekonstruktion des Heroismus

Die Wissenschaftsforscherin Naomi Oreskes zeigt eindrücklich, wie eng das Bild der sich für die Wissenschaft heroisch aufopfernden Forschenden mit «Bildern erfolgreicher Maskulinität in der europäischen Kultur»[2] verwoben ist. Die Vorstellung der Hingabe an die Wissenschaft, gepaart mit der Bereitschaft, Gesundheit, physische oder finanzielle Sicherheit zu opfern, ist emotional und erotisch stark aufgeladen. Heroismus wird dabei zu einem Ideal, über das zum einen eine emotionale Verbindung zur Gemeinschaft Gleichgesinnter hergestellt wird und das zum anderen eine bedeutende Quelle innerer Motivation bietet. Oreskes argumentiert, dass Frauen von der identitätsstiftenden Funktion des Feldheroismus ausgeschlossen bleiben, sofern es ihnen nicht gelingt, diesem Ideal eine alternative Ideologie entgegenzusetzen. Wie verhält es sich in der Meteorologie? Die in unserer Studie[3] beobachteten Meteorologinnen scheinen aus diesem Dilemma einen Ausweg gefunden zu haben, indem sie eine doppelte Strategie verfolgen: Sie orientieren sich am Ideal des Feldheroismus und unterlaufen es gleichzeitig, indem sie es ironisieren. Dadurch wird nicht nur das eigene Verhalten, sondern vor allem auch jenes der männlichen Kollegen als Inszenierung entlarvt, die in ihrem Pathos über die den tatsächlichen Arbeitsanforderungen angemessene Form der Hingabe weit hinausschiesst. Die Ironisierung richtet sich auf die Topoi der physischen Ausdauer, der Härte und des Risikos, welche die Forschenden als HeldInnen und AbenteurerInnen erscheinen lassen, und die im Fall der Meteorologie über die Thematik der Unvorhersehbarkeit und der Vergänglichkeit des Wetters vermittelt werden.

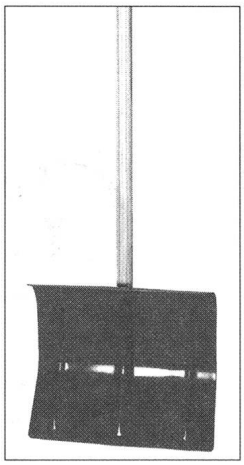
Schaufeln und Schleifchen

Eine solche Ironisierung zeigt sich exemplarisch in dem auf einer Webpage von drei jungen Wissenschaftlerinnen veröffentlichten Bericht über eine ihrer Messkampagnen. Auf das Foto einer schneebedeckten Landschaft folgt das Foto einer Frau, die Schnee schaufelt, um den Standort für eine ihrer Apparaturen zu ebnen. Die Bildunterschrift lautet: «Bevor wir das Distrometer endgültig installieren konnten, brachte ein Schneesturm einen Meter Neuschnee. Wir mussten daher schaufeln. [...] Als das Instrument schliesslich lief, produzierte es genügend Wärme, um den Schnee in seiner Umgebung zum Schmelzen zu bringen.» Das Schneeschaufeln stellt – als körperlich harte Arbeit in unwegsamem Gelände bei unbequemen Witterungsverhältnissen – eine jener Feldaktivitäten dar, die sich trotz ihrer Routinehaftigkeit und Voraussetzungslosigkeit zur bildhaften Konstruktion des Aufopferungsmythos eignen. Durch den Aufbau des Bildes und seine anschliessende Dekonstruktion (Abwärme ersetzt die schweisstreibende Arbeit auf unvorhergesehene Weise) wird die Heroisierung solcher Arbeitsabläufe in der Webgeschichte verspottet. Spott jedoch nimmt den HeldInnen sowie ihren Darstellungen den Glanz. Die Ironisierung des Heroismus ist gewissermassen eine Geschlechterinszenierung zweiter Ordnung, denn sie verunmöglicht auf subversive Weise die unhinterfragte Heroisierung der Feldforschung als Markierung männlicher Geschlechtszugehörigkeit. So überrascht es auch nicht, dass bei den Männern in der Meteorologie eine (ernst gemeinte) Ironisierung des Heroismus nicht beobachtet werden konnte.
Der ironisierende Umgang mit Geschlechterstereotypen macht jedoch bei den männlich geprägten Bildern nicht halt, sondern betrifft auch weiblich typisierte Verhaltensmuster. Mit der demonstrativen Überzeichnung weiblicher Stereotype wird ein Raum zur Selbstdarstellung jenseits gängiger gesellschaftlicher Verhaltenserwartungen geschaffen.

Gespielt wird ebenso mit der weiblichen Typisierung von Lokalitäten (z.B. wenn Meteorologinnen ihren Computerarbeitsplatz ausgerechnet in der Wäschekammer eines Berghotels einrichten) wie mit der von Gegenständen (z.B. wenn ein gestrickter Wollfetzen zum Einfangen von Schneeflocken genutzt wird), von Praktiken, Interaktionsweisen usw. Das *overdoing gender* mancher Meteorologin findet einen Niederschlag in der Nachahmung des (weiblich stereotypisierten) Inszenierungsmodus auf der Seite ihrer männlichen Kollegen. Ein Beispiel dafür ist ein mit rotem Schleifchen versehenes Foto von Schneekristallen, das ein männlicher Meteorologe dem Institut vermachte, und das seither an exponierter Stelle das Institut ziert.

Queere Meteorologie?

Das vielfältige Spiel mit Geschlechterstereotypen lässt sich als eine Form von *queer*-Interventionen interpretieren, die auf die geschlechtliche Konnotation der Disziplin einwirken. Für den Fall der Meteorologie vermuten wir, dass das Repertoire ironischer Geschlechterinszenierungen einen Beitrag zu einer weiteren ‹Entmännlichung› der Disziplin leistet. Die Tatsache, dass ein spielerischer Umgang mit Geschlechterstereotypen in der Meteorologie nicht nur in Ausnahmesituationen beobachtet werden konnte, weist darauf hin, dass ein erster Schritt in diese Richtung bereits getan ist. Die Meteorologie entwickelt sich damit zunehmend zu einer Disziplin, die Spielräume für eine Vielzahl von Formen der Geschlechterdarstellung bietet. Das Geschlecht der Meteorologie ist damit heute unbeständig mit Tendenz zur Aufklärung.



Ironisches Schneeschaufeln als queere Strategie.

ANMERKUNGEN

[1] Berland, Jody: Das Wetter und wir. Wie Natur und Kultur sich miteinander verschränken. In: Karl H. Hörning, Rainer Winter (Hg.), Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderung. Frankfurt am Main 1999, S. 544-567.

[2] Oreskes, Naomi: Objectivity or Heroism? On the Invisibility of Women in Science. Osiris 11 (1996), 87-113.

[3] Meine Fallstudie zur Meteorologie war Teil eines grösseren Projekts, in dem Bettina Heintz, Christina Schumacher und ich die wissenschaftlichen Kulturen von vier Disziplinen verglichen haben.

LITERATUR

Heintz, Bettina, Merz, Martina, Schumacher, Christina: Wissenschaft, die Grenzen schafft. Geschlechterkonstellationen im disziplinären Vergleich. Bielefeld 2004.

AUTORIN

Martina Merz, Inhaberin einer Förderprofessur des Schweizerischen Nationalfonds am Soziologischen Seminar der Universität Luzern, beschäftigt sich in der Forschung mit den vielgestaltigen epistemischen Kulturen zeitgenössischer Naturwissenschaft, von der Teilchenphysik über die Meteorologie und die Pharmazie bis hin zu den Nanowissenschaften. Martina.Merz@unilu.ch

ANZEIGE